

Weiß - Schwarz

Das letzte Mal, als ich sie sah, sie wirklich ansah und nicht nur die weißen Fliesen mit den beige Flecken, auf denen meine Turnschuhe immer so quietschten, war, als sie mich das letzte Mal in ihrem Leben umarmte. Früher hatte sie mich oft umarmt, immer vor der Schule und wenn es mir nicht gut ging. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, war ich immer zu ihrem Zimmer gegangen und hatte leise die Tür geöffnet. Dann war ich zu ihr ins Bett gekrochen, um mich unter der warmen Decke an meine große Schwester zu kuscheln. Sie war nie ganz wach gewesen, hatte aber dennoch immer die Arme um mich geschlungen und mir etwas Tröstendes und Beruhigendes zugemurmelt. Bei ihr hatte ich immer gut geschlafen und am nächsten Morgen hatten wir uns dann von unseren Träumen erzählt.

Und dann musste ich ihren abgemagerten Körper sehen, wie klein sie in dem riesigen T-Shirt aussah und wie ihre langen schwarzen Haare, die sonst immer so schön glänzten, ihr strähnig ins blasse Gesicht fielen. Meine Schwester saß in diesem Ungetüm von Bett, in dem kalten weißen Raum, in dem so viele große, piepsende Geräte mit kleinen blinkenden Lämpchen meine Aufmerksamkeit von ihr ablenkten. Sie sah so verloren aus, in diesem vielen Weiß. Alles war weiß. Alles. Kein schönes Weiß, wie das von glitzernden Schneeflocken, die man im Winter mit der Zunge auffangen kann, wie das von Mamas Brautkleid, das im Schlafzimmer meiner Eltern hängt, und in dem sie ausgesehen hatte wie eine Märchenprinzessin. Auch kein Weiß, wie das von Zuckerwattewolken an einem Frühlingstag, an dem Vögel zwitschern und die Blumen blühen, oder das der Blüten an dem Apfelbaum, der vor meinem Zimmerfenster steht und der mich jeden Frühling verzaubert.

Nein, es war ein hässliches Weiß. Ein kaltes, trockenes, hässliches Weiß, das nach Desinfektionsmittel roch und das man überall in diesem Haus, wo man auch hinsah, sehen musste. In diesen traurigen und sterilen Mauern waren die Geschichten so vieler kranker Menschen fest verankert und man konnte dem vielen tristen Weiß förmlich die Angst dieser Menschen ansehen.

Ich hatte auch Angst. Angst um meine große Schwester.

Aber sie hatte mich ganz fest in ihre tröstenden Arme geschlossen und mir beruhigende Worte zugeflüstert, dass alles wieder gut werden würde. Am liebsten hätte ich mich mit ihr, mit heißem Kakao und einer Kuschelecke hinter diesen Worten verkrochen und wir wären nie wieder herausgekommen.

Dann, als ich aus der verhassten weißen Tür in den Flur getreten war, hatte sie gelacht, über die Witze von Papa, hatte gewunken und gesagt: „Bis nächstes Mal.“ Zum Abschied hatte sie mir zugelächelt.

Es gab kein „nächstes Mal“.

Als ich sie wieder sah, hatte sie nicht gelächelt oder gewunken. Sie hatte nur dagelegen und überhaupt nichts getan. Ich wollte und konnte sie nicht mehr ansehen, weil sie nicht geschlafen hatte und weder tot noch wach war. Sie war einfach nur da gewesen, lag inmitten von Weiß, und ich hatte mein Gesicht in Mamas tollen, kirschroten Mantel vergraben, damit mir niemand die Verzweiflung ansehen konnte. Mitleidige Blicke hätte ich nicht verkraftet.

Ich wollte dann nicht mehr in das grässliche, weiße Haus mitkommen.

Mit der Zeit hatte Mama nicht mehr den roten Mantel getragen, nur noch schwarze und düstere Sachen. Ich hatte das Gefühl, dass sich über ihr und Papa eine hässliche schwarze Wolke aus Kummer und Schmerz bildete. Diese dunkle, schwarze Wolke wurde zum Wirbelsturm, der unsere kleine Wohnung verschlang. Es war kein schönes Schwarz, so wie das glitzernde Abschlusskleid meiner Schwester, das an eine Sommernacht erinnerte, oder so wie meine großen, dunklen Rehaugen, die ich von Papa hatte. Nein, es war ein hässliches Schwarz. Düsteres, grausames, trauriges Schwarz, das alles zu verschlingen drohte, das sich wie ein Schild um unsere kleine Familie legte und keine Freude hindurch ließ. Ich hoffte einfach, dass diese ganzen schlimmen Gefühle verschwinden würden und für alle Zeiten nicht wieder auftauchen würden.

Nach ein paar qualvollen, düsteren und traurigen Wochen saßen wir in der Kirche. Links neben mir saß Mama und rechts Papa. Beide hielten meine Hände und ich fühlte mich trotzdem gar nicht wohl. Ich war erst einmal hier gewesen, bei der Hochzeit meiner Tante. Da war alles schön glitzernd und mit bunten Blumen dekoriert und alle waren glücklich. Und jetzt? Jetzt war alles grau, schwarz, trist und voller Kummer. Über allen hing diese deprimierende, schwarze Wolke. Ich weinte. Ganz leise.

Nach dem Gottesdienst stehen wir wieder vor der verhassten Kirche. Es ist immer noch alles still. Ein paar Leute, die ich glaube zu kennen, kommen zu meinen Eltern, reden leise mit ihnen, umarmen Mama und klopfen Papa auf die Schulter. Ich verstehe nichts von den Worten, die aus den Mündern dieser Menschen kommen. Niemand beachtet mich groß, außer meine Großmutter.

Sie umarmt mich kurz und flüstert mir ins Haar, dass alles wieder gut werden wird. Sie sagt es ganz genau so, wie meine Schwester es gesagt hatte, damals in dem schrecklichen, weißen Haus.

Das treibt mir erneut die Tränen in die Augen und ich löse mich von Oma und vergrabe mein tränenverschmiertes Gesicht in Mamas Mantel und klammere mich an sie.

Als sie mich bemerkt, hebe ich den Kopf und schaue ihr in die verweinten Augen.

Ihr geht es genauso schlecht wie mir.

Trotzdem geht sie in die Knie, umarmt mich und ich verstecke mein Gesicht an ihrer Schulter. Sie flüstert mir ins Ohr - ich werde diese Worte wohl niemals vergessen, weil sie sich so tief in mein Gehirn gebrannt haben.

„Es tut mir leid, das muss alles für dich so kompliziert und schlimm sein. Und das tut mir so unendlich leid. Wir können versuchen, wieder fröhlich zu werden, auch wenn es nie wieder so sein wird wie früher. Wir schaffen es nicht, alles wieder kunterbunt und schön zu finden, aber vielleicht schaffen wir es, dass nicht mehr alles so dunkel und traurig ist.“ „Nicht mehr so hässlich schwarz?“, frage ich. „Nein, wenn wir sie nicht vergessen, nicht verdrängen wie sie war, wie sie gelacht und mit dir gespielt hat, wie sie am Strand mit dir Muscheln gesucht hat oder wie sie immer so konzentriert gezeichnet und gelesen hat, dann können wir sie in unseren Erinnerungen immer bei uns haben. Sie wird nie wieder bei uns sein, aber wir wissen, wie es war als sie bei uns war. Wir dürfen sie nur nicht vergessen. Dann wird es wieder leichter, nicht bunt, aber vielleicht schön.“

Kein hässliches Schwarz mehr, sondern schönes Schwarz, denke ich.

Ich erinnere mich an meine große Schwester, denke einen Augenblick an sie. Ja Mama, wir schaffen das und dann ist alles wieder schön. Nicht schön bunt, aber vielleicht schön schwarz.

Lara Spitzmüller, Klasse 7b